



Dieter Simon

Einführung zur Akademievorlesung von Renate Mayntz am 25. April 1996

In: Berichte und Abhandlungen / Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften
(vormals Preußische Akademie der Wissenschaften) ; 3.1997, S. 129-134

Persistent Identifier: [urn:nbn:de:kobv:b4-opus-29610](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:b4-opus-29610)

Die vorliegende Datei wird Ihnen von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften unter einer Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 4.0 International (cc by-nc-sa 4.0) Licence zur Verfügung gestellt.



Einführung zur Akademievorlesung von Renate Mayntz am 25. April 1996

Dieter Simon

Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften

Meine Damen und Herren,

ich begrüße sie zu der Akademievorlesung unseres Mitglieds Renate Mayntz!

Frau Mayntz ist Gründungsdirektorin des Max-Planck-Institutes für Gesellschaftsforschung in Köln. Außerdem ist Renate Mayntz, falls dies von einer Kosmopolitin überhaupt gesagt werden darf, Berlinerin. Auf jeden Fall wurde sie in Berlin geboren und hat hier das Abitur gemacht. Sie hat auch in Berlin – an der FU – studiert, in Berlin promoviert und habilitiert und sie hatte von 1965 bis 1971 an der FU ihr erstes Ordinariat.

Das klingt nicht gerade nach entschiedener Mobilität. Aber das Curriculum vitae von Renate Mayntz ist, wie die Person, der es gehört, für mancherlei Überraschungen gut. Es verrät, daß Frau Mayntz bald nach ihrem Abitur in die Vereinigten Staaten gereist ist, ein Unternehmen, das im Jahre 1948 ein Maß an Kühnheit und Neugier voraussetzte, wie man es nur bei wenigen ihrer Zeitgenossen von damals bis heute entdecken kann.

Und dort in Amerika – am Wellesley College in Massachusetts – hat sie nicht etwa Soziologie studiert, wie man nach dem gegenwärtigen Ruhm unserer Rednerin in dieser Disziplin glauben möchte, sondern (und zwar erfolgreich) Chemie.

Dieser frühe, enge Kontakt mit amerikanischer Naturwissenschaft erlaubt dem unverfrorenen Interpreten des Mayntzschen Wissenschaftscharakters drei Vermutungen:

- Der Kontakt bot der jungen Frau die Chance, Demokratie und demokratische Wissenschaft in actu zu erleben. Hier dürften die Keime für das später ausgeprägte, liberaldemokratische Image gelegt und die Bedingungen erzeugt worden

sein, die ihr nachmals den kritischen Blick auf die unmodernen Strukturen des Adenauer-Staates ermöglichten.

- Das Chemiestudium verschaffte ihr eine unschätzbare naturwissenschaftliche Kompetenz, die ihr – etwa im Zusammenhang mit ihren systemtheoretischen Studien – einen deutlichen Vorsprung vor den Soziologie-Kollegen einbrachte oder sie zu bestimmten Untersuchungen – wie jener über den Einfluß naturwissenschaftlicher Theorien auf die zeitgenössische Sozialwissenschaft – überhaupt erst befähigte.

- Schließlich hat die allen Auslandsaufenthalten von Wissenschaftlern zwangsläufig inhärente wissenschaftskomparatistische Perspektive der Amerikareisenden einen nachhaltigen Gewinn gebracht – ein Gewinn, der noch in der jüngsten vergleichenden Betrachtung deutsch-deutscher Forschung präsent ist.

Berlin mußte seine kostbare Wissenschaftlerin allerdings nicht nur mit Amerika, sondern auch mit Köln teilen, wo Renate Mayntz zwischen ihrer Promotion und ihrer Habilitation vier Jahre am neugegründeten UNESCO-Institut für Sozialwissenschaften arbeitete. René König und Gerhard Wurzbacher sind die beiden Kölner Wissenschaftler, unter deren Einfluß die jugendliche Soziologin ihre Option für eine empirische, interdisziplinär orientierte Sozialforschung entfaltete – eine Sozialforschung, die methodisch und sachlich durch ein möglichst exaktes Erfassen der faktischen Lebenskontexte charakterisiert ist.

Nicht das geringste Verdienst dieser Forschung besteht in der endgültigen Überwindung der von den Nationalsozialisten in besonderer Weise gepflegten und mißbrauchten Mythen vom „Wesen des Sozialen“.

In der „*Euskirchen-Studie*“, einer für die weitere bundesdeutsche empirische Sozialforschung richtungweisenden Arbeit über – so der Titel – *Soziale Schichtung und sozialer Wandel in einer Industriegemeinde*, kulminiert diese detailgetreue und methodisch reflektierte Soziologie, mit der die knapp 28jährige habilitierte.

Gleichzeitig vergibt sie ihre letzte Chance, sich wenigstens noch teilweise der fünfspännigen Ochsentour des bundesdeutschen Professorats – studiert/examiniert/promoviert/habilitiert/inthronisiert – hinzugeben. Sie entweicht mit einem *Fellowship* der Rockefeller Foundation erneut in die Vereinigten Staaten, wird dann *Visiting professor* an der Columbia University, wo sie Robert Merton und dessen Strukturfunktionalismus kennenlernt, und folgt schließlich einem Ruf als Gastprofessorin an die University of Edinburgh.

Erst als Renate Mayntz die Mitte der Dreißiger und damit jenes Alter erreicht hat, in dem der heutige Berliner Soziologieabsolvent sich endgültig auf seine Promotion einzustellen beginnt, wird sie Ordinaria für Soziologie an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der FU.

Zu diesem Zeitpunkt liegen zwei wichtige Schritte in ihrer Wissenschaftsentwicklung bereits hinter ihr:

- Sie hat Position bezogen in dem von Ralf Dahrendorf angestoßenen Selbstreflexionsprozeß der deutschen Soziologie, ein Prozeß, der bekanntlich mit den unangenehmen Fragen nach der konservativen Legitimation des gesellschaftlich Bestehenden durch Systemtheorie begann und in die Erneuerung des Werturteilsstreits aus dem ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts mündete. Ihre Antwort auf diese die Disziplin schüttelnde Herausforderung stützt sich auf Max Webers Versuch, politisches Engagement und das Postulat der Werturteilsfreiheit im Horizont des Wertpluralismus miteinander zu versöhnen.

Prinzipielles Bekenntnis zum Forschungsanspruch, die Realität zu erkennen und der gedämpfte Optimismus des Denkens im Modell einer gesellschaftlichen Theorie „mittlerer Reichweite“ liefern die Rahmenbedingungen für eine, durch keine Spielart des Agnostizismus in Frage zu stellende, perspektivenreiche Forschungspraxis.

Um es in ihren eigenen Worten zu sagen:

„Der Soziologe, der wertfrei analysieren, seine Themen aber wertbezogen wählen und seine Erkenntnisse wertbezogen beurteilen will, steht damit in der geistigen Spannung zwischen den Polen des Wertatomismus und des Wertmonismus und stellt sich zu diesen beiden Extremhaltungen gleichermaßen in Gegensatz. Die gemeinsame Wurzel der wertfreien Analyse und des bewußten Engagements liegt im Wertpluralismus.“

Diese, auch damals schon eher pragmatisch als epistemologisch begründbare Haltung entspricht letztlich, trotz ihres leicht metaphysischen Timbres, einer fundamental nüchternen Erkenntnishaltung. Zu dieser gehört eine auf das Machbare konzentrierte, eine – wie es Liebhabern der politischen Metapher scheinen mag – „sozialdemokratische“ Forschungsstrategie, die von Renate Mayntz in ihrer Forschungspraxis bis an die Grenzen der Leistungsfähigkeit geführt wurde.

- Der zweite, nicht weniger wichtige und jedenfalls nach außen hin folgenreichere Schritt war die Rezeption der Analysen und Studien Robert Mertons zur Bürokratie soziologie und zu den Massenkommunikationsphänomenen.

Auf diesem Hintergrund erschien 1963 die „Soziologie der Organisation“ – eine Untersuchung der Voraussetzungen für die Entwicklung bürokratischer und anderer Organisationsformen. Diese, in der Folge in mehrere Sprachen übersetzte Arbeit, die zum ersten Mal – jedenfalls in Deutschland – radikal den *formalen* Aspekt der Organisation in den Mittelpunkt des wissenschaftlichen Interesses rückte, machte Renate Mayntz unvermittelt auch außerhalb ihrer engeren Profession bekannt. Nicht nur bei den Juristen, was wenigstens *ich* schwerlich für

eine ganz besondere Auszeichnung halten dürfte, sondern ebenso bei den Philosophen, den Nationalökonomern und – last not least – im politischen System.

Es war daher nicht verwunderlich, daß in ihrer eben beginnenden Berliner Zeit dieses politische System sich anschickte, mit allen Möglichkeiten seiner nicht zu befriedigenden Versuchungs- und Schlingkraft die Professorin Mayntz aufzusaugen.

Der Deutsche Bildungsrat meldete sich und fragte sie nach der Techniker- und Facharbeiterausbildung; den Bundesminister des Inneren verlangte nach Reform des öffentlichen Dienstrechts; die von der sozial-liberalen Koalition eingesetzte „Projektgruppe Regierungs- und Verwaltungsreform“ suchte ihre Hilfe bei der Reform des Regierungsapparates. In dieser Zeit entstand (häufig zusammen mit Fritz Scharpf, ihrem späteren Partner im Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung) eine ganze Reihe von Gutachten über politische Planung, über wissenschaftliche Politikberatung, über die Ministerialorganisation und -bürokratie, über politische Entscheidungsprozesse, demokratische Beteiligung und ähnliche Themen. Auch wenn nur wenig davon in gedruckter Form erhältlich ist, ist hinreichend bekannt, in welchem Umfang diese Arbeiten die bundesrepublikanische Diskussion bestimmt haben.

Liest man in der Renate Mayntz dedizierten Festschrift aus dem Jahre 1994, so erfährt man, daß sie in dieser Zeit nebenbei noch an einem eigenen organisationssoziologischen Ansatz gearbeitet hat, der seinen prägnantesten Niederschlag in einem 1970 publizierten Aufsatz über *Role Distance, Role Identification, and Amoral Role Behaviour* (in: *Archives européennes de sociologie* 11, 1970, pp. 428-446) gefunden haben soll – eine Abhandlung, die, wie die Festschriftverleger bedauernd anmerken, nicht die verdiente Aufmerksamkeit gefunden habe.

Das scheint in überraschender Weise zu stimmen, war doch nicht einmal das Mayntzsche Max-Planck-Institut in der Lage, mir eine Kopie dieser Schrift zu beschaffen, so daß ich mich hier auf die Bemerkung zurückziehe: es gibt diesen Ansatz, und er ist vermutlich genauso lesenswert und rezeptionswürdig wie alles, was ich von Renate Mayntz kenne.*)

Nach einem kurzen Zwischenspiel an der Hochschule für Verwaltungswissenschaften in Speyer, das sie aber auf Dauer von Berlin abzog, wechselte Renate Mayntz 1973 nach Köln, zunächst an die Universität als Ordinaria für Soziologie und Direktorin des Instituts für Angewandte Sozialforschung und dann, seit 1985 – wie erwähnt – als Gründungsdirektorin an das Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung, an dem sie heute noch tätig ist.

*) Die Vermutung war richtig, wie ich anhand eines mir von Renate Mayntz inzwischen liebenswürdigerweise zugesandten Sonderdrucks feststellen konnte.

Als sie mit dem Aufbau dieses Instituts begann, war die sozial-liberale Koalition gerade drei Jahre beendet. An die Stelle der Reformpolitik der Ära Schmidt trat die (heute nicht mehr häufig so genannte) geistig-moralische Wende von Helmut Kohl, die den Blick nach innen kehrte, von der Programmentwicklung Abstand nahm und sich in steigendem Maße für Implementations- und Evaluierungsprozesse interessierte, nicht mehr über Politikplanung, sondern über Politikfolgen sinnierte und die Chancen für Steuerung zunehmend hinter der Feststellung der begrenzten Steuerbarkeit des politischen Systems verschwinden ließ.

Die Welt war sichtlich langweiliger geworden, und die ihre jeweilige Gegenwart wie eine Indianerin auf der Jagd beschleichende Soziologin stellte bei einer vielbeachteten Analyse *Eigendynamischer sozialer Prozesse* (sie sicher weniger erstaunend als den heutigen Historiker) unaufgeregt fest, daß die Moderne nicht nur durch eigendynamische Auf- und Abwärtsspiralen gekennzeichnet ist, sondern auch durch zyklische Schwankungen, rastlose Bewegungen, die keinen Fortschritt zeitigen.

Die alle belastende Frage, ob wir gerade in einer solchen Schwankungsphase angelangt seien und deshalb nichts anderes mehr zu erwarten haben würden als weitere und noch raffiniertere Fragen nach „Parlamentskultur“, „Funktionseliten“ und „Institutionenwandel“ wurde 1989 jäh beantwortet, als die eigentliche, die weit-ausholende, jeden von uns so oder anders packende „Wende“ eintrat. Wandel wurde zu Übergang. Der melancholische polnische Spruch „Transition is a gap between two periods of transition“ wurde auch in Deutschland erlebbar. Und mitten in diesem Loch saß mit roten Wangen und funkelnden Augen Renate Mayntz und machte Notizen (das weiß ich aus Autopsie).

Sie war der erste und lange Zeit der einzige deutsche Forscher, der sich sozialwissenschaftlich mit den Folgen der Wende befaßte, und sie war zweifellos der erste und der einzige Soziologe Deutschlands, der sich mit diesem Gegenstand mit solcher Leidenschaft und auf allen Ebenen befaßte: als Regierungsberater, als Gutachter für den Wissenschaftsrat und die Max-Planck-Gesellschaft, als Analytiker, Evaluierer, Um- und Neugründer, als Vortragender, Empfehlender und Kritiker und der es obendrein noch fertigbrachte, neben einer Fülle von Presseberichten und anderen Publikationen innerhalb von drei Jahren zwei Bücher über die Transformation der ostdeutschen Wissenschaftsszene zu verfassen.

Wie war das möglich? Sehr einfach! Sie, meine Damen und Herren, brauchen nur das Thema, über das Frau Mayntz heute abend spricht, von seinem bescheidenen rhetorischen Fragezeichen zu befreien und aus der Wendung „Forschung als Dienstleistung“ einen Imperativ zu machen. Diesen Imperativ („Forschung als Dienstleistung“!) müssen Sie einer ebenso komplexen wie zielstrebigem Intelligenz vorsetzen, die mit Leidenschaft und Augenmaß, Verbindlichkeit und Härte,

Charme und Entschiedenheit ans Werk geht. Wenn Sie sie gefunden haben, stehen Sie – ich muß Sie enttäuschen, nicht etwa vor sich selbst, sondern – vor *Renate Mayntz*, deren wissenschaftliche vita ohne Umwege auch gedeutet werden kann als der lebende Beweis für die Einlösung ihrer eigenen zum Postulat gewendeten Frage.